



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Toepfer, H.: Von Bukurescht zum Goldnen Horn : Reiseerinnerungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Von Bukurescht zum Goldnen Horn

Reiseerinnerungen*) von H. Coepfer



Unsre Hoffnung, bei der Durchfahrt durch den Fortgürtel etwas von den Bukureschter Befestigungen zu sehen, war leider vergebens. Hier hat der verstorbne Major Schumann für das Grusonwerk in Konkurrenz mit Schneider in Kreuzot gewirkt und eine moderne Lagerfestung im Panzerstil geschaffen. Ist die Bahn absichtlich so geführt, daß man nichts sieht, verdeckte der Schnee das Wenige, was sonst von dem niedrigen Aufzug der Werke zu bemerken ist — wir sahen nichts. Und so fuhren wir, ein bißchen müde, ein wenig plaudernd, durch die ebenso fruchtbare wie reizlose walachische Tiefebne der Donau zu. Noch war meine Amtsdauer als Rechnungsführer nicht abgelaufen. Da es mir nirgends ge- glückt war, Geld zu wechseln, denn am Sonntag waren alle Banken und Wechselgeschäfte geschlossen, so mußte ich mich als Reismarschall im Speise- wagen versichern, ob unser deutsches Geld Anklang finden würde. Leider wurde diese Frage mit Nein beantwortet und uns damit die Aussicht eröffnet, bis zur Einschiffung auf dem Dampfer in Konstanza um elf Uhr Abends hungern und dursten zu müssen, denn das Kleingeld war knapp geworden und mußte doch wenigstens teilweise für die unvermeidlichen Trink- und sonstigen Gelder auf- gespart werden. Da erbarmte sich unsrer ein würdiger Herr, der in unserm Abteil Platz genommen hatte, und bot aus der Fülle seines rumänischen Geldes das Nötige. Das brach das Eis. Wir hatten ihn für einen rumänischen höhern Beamten oder eine Art Diplomaten gehalten. Es war aber ein ein- facher Herr Fischer aus Wien — der Name sagt nicht viel —, der in Ge- schäften nach Konstantinopel und nach Alexandrien reiste und sich als viel- gewandter, auch recht sprachkundiger, übrigens ganz angenehmer und bescheidner Herr erwies. Auch er wußte manches zu erzählen und gute Ratschläge für Konstantinopel zu erteilen.

Unser Zug hielt einige Zeit in Slobodzia, einem der ersten Marschziele der Heeresavantgardendivision Skobelev I. im Jahre 1877 und gelangte schon bei Dunkelheit — leider! — bei Fetescht an die Donau. Deshalb waren wir nicht imstande, die Überbrückung des Stroms so eingehend zu studieren, wie es dieses großartige Bauwerk verdient. Bekanntlich durchströmt die Donau von Silistria abwärts eine breite Niederung zwischen dem Hauptarm und der Borcea, die bei Hochwasser immer überflutet ist. Hierüber führt die Eisenbahn in einer

*) Dieser Artikel schließt sich an die Reiseerinnerungen Von Budapest nach Bukurescht in Heft 22 an. In spätern Heften werden noch andre abgeschlossene Reisebilder folgen.

etwa dreizehn Kilometer langen Dammschüttung, in die ſich vier weitgeſpannte Brücken von 420 Metern über die Borcea, 660 und 900 Metern als Flutbrücken auf der Baltainſelniederung und 750 Metern über die eigentliche Donau einfügen. Die Hauptbrücke, an deren Oſtausgang ein Dorobanze in marſchmäßiger Ausrüſtung als Monumentalfigur in Erz Poſten ſteht, endet auf dem Hochufer der Dobrudſha bei der Stadt Tſchernowoda, auf deren Station der allzu kurze Aufenthalt leider keine weiteren Beſichtigungen erlaubt. Der Zug eilt noch zwei Stunden lang weiter durch die arme, verhältnißmäßig öde Dobrudſha, das Danaergeſchenk des Berliner Kongreſſes an Rumänien, das als Dank für ſeine tätige Hilfe im Türkenkriege Beſſarabien bis zum Pruth an Rußland hatte abtreten dürfen. König Carol hat aus der dürftigen baum- und wasserarmen Steppenlandschaft, die ſich nur für eine Weidewirtſchaft gut eignet, zu machen verſucht, was er konnte. Im beſondern iſt der Hafen Konſtanza (Köſtendſhe) mit einem großen Aufwand von Koſten — man ſagt 61 Millionen Franken — als rumäniſcher Handelshafen ausgebaut und durch die Eiſenbahn mit Bukureſcht in Verbindung gebracht worden. Eine vom Staate ſubventionierte Dampferlinie, deren ſehr gut eingerichtete und tabellos laufende Dampfer von Kapitänen der rumäniſchen Marine geführt werden, vermittelt den Anſchlußverkehr nach Konſtantinopel.

Konſtanza ſelber iſt durchaus nicht mit ſo unwirtlichem Klima bedacht, wie der in dieſe Gegend — nach Tomi — verbannte Ovid klagt. Es iſt ſogar, ein wenig allerdings durch Hofgunſt dazu befördert, zum faſhionablen Badeort geworden und ſcheint ſich, amphitheatraliſch am Hochufer der Bucht aufgebaut und hübsch liegend, auch ganz gut dazu zu eignen. Und die Hotelwirte verſtehn nach dem, was der gedruckte Reiſeführer und eine neue Reiſebekanntſchaft ſagten, durchaus, die Höhe ihrer Preiſe der andrer anzupaffen. Wie weit es gelingen wird, die Erwartungen einer ſehr weitschauenden Verkehrspolitik zu rechtfertigen und die vielen in Eiſenbahn, Donaubrücke und Hafengebauten angelegten Millionen rentabel zu machen, ſteht noch dahin. Ein leitender Grundſatz für die Geſamtanlage war, den Durchgangsverkehr nach Konſtantinopel durch Verbilligung der Fahrpreiſe unter Ausnutzung der billigen ungarischen Staffeltariſe und Herſtellung der bequemſten Reiſegelegenheit zum großen Teil an ſich zu ziehn und Rumänien ſelber dadurch in engere Verbindung mit Mitteleuropa zu bringen. Wir haben davon Vorteil gezogen und durch Einrichtung unſers Fahrplans ganz oberflächliche Kenntnis von Land und Leuten gewinnen können. Und wie wir, wird ſich vielleicht mancher andre Reiſende veranlaßt ſehen, einige Franken in Rumänien zu laſſen. Bietet doch die Durchfahrt durch Rumänien völlige Sicherheit gegenüber der auch im Eiſenbahnbetrieb herrſchenden Unſicherheit in Rumelien. Außerdem hat der von Norden kommende Reiſende den Vorteil, nach bequemer Nachtfahrt auf dem Dampfer gegen Mittag nach der Einfahrt in den Boſporus an deſſen überaus maleriſchen Geſtaden und alchermwürdigen Ruinen offenen Auges vorbeizugleiten.

Bei unſrer Fahrt durch die Dobrudſha ſetzten uns Schneemaſſen in Erſtaunen, die auf beiden Seiten bis zu Stockwerkshöhe aufgeſchauft waren, dem Zug nur einen ſchmalen Durchgang ließen und erſt kurz vor Konſtanza

aufhörten. Die schon erwähnte Reisebekanntschaft, ein deutscher Arzt mit unverkennbar thüringischem Dialekt, der von einem Krankenbesuch weit über Land zurückkehrte und einige Jahre unter sehr vorteilhaften Bedingungen in Konstanz zubringen will, erzählte, daß dieser Schneefall, etwa zehn Tage vor unsrer Reise, alles bisher dagewesene übertroffen habe. Später hörten wir, daß eine nach Konstantinopel reisende deutsche Dame während des Schneefalls die Strecke passiert und tagelang in ihrem Zuge festgesehen habe. Konstanz war fast schneefrei. Unser Zug lief erst in die Station Stadt Konstanz ein und kletterte dann durch mehrere Spitzkehren zum Hafen hinunter, während die Luxuszüge unmittelbar zum Hafen geleitet werden. Der Luxuszug, der nur zweimal die Woche fährt, trifft etwa zwei Stunden später ein. Wir hatten also vollauf Zeit, die nötigen Formalitäten bei der Hafenbehörde zu erledigen, uns in der Kabine einzurichten und das Schiff, die *Principesa Maria*, zu besehen. Herr Fischer aus Wien hatte sich bemüht, uns die zweite Klasse auf dem Dampfer in den lockendsten Farben zu schildern. Er behielt Recht: während er eine Kabine allein belegen konnte, durften wir uns für unser gutes Geld zu zweien in eine Kabine erster Klasse teilen und wurden von den schuftigen Stewards mitschiffs in zwei heißen engen Räumen untergebracht, in deren oberem Bett eine unerträgliche Temperatur herrschte, und in denen die Unterbringung unsers Gepäcks ebensoviele Schwierigkeiten bereitete wie die Morgentoilette. Die Nacht war sternenklar. Die vielen Lichter in Stadt und Hafen nahmen wir wie eine uns zu Ehren veranstaltete Illumination dankend entgegen, und an Deck blieben wir, bis der Dampfer die Molen des Hafens weit hinter sich gelassen hatte. Der vielerfahrene Fr. hatte sofort alle ihm zugänglichen Räume eingehend untersucht und stand nicht an, die *Principesa Maria* für ein recht gutes Schiff, „freilich mit den Dampfern der Hamburg-Amerikalinie nicht vergleichbar“, zu erklären und aus dem Schatz seiner nautischen Kenntnisse das zunächst Notwendige aufzutischen. Ergänzungen folgen zu lassen, gab es am Morgen reichliche Zeit und acht Tage später noch viel mehr.

Principesa Maria hat uns mit zwölf bis dreizehn Knoten Geschwindigkeit bei sehr günstigem Wetter nach dem Bosphorus geführt. Natürlich waren wir, um nichts zu versäumen, frühzeitig aufgestanden, spähten von der Kommando- brücke und spürten etwas von der freudigen Erregung des seligen Kolumbus, als wir zunächst erst die höchsten Kuppen der kleinasiatischen Berge, dann die Küsten und schließlich den Eingang des Bosphorus sahen. Als wir einfuhren, hatte sich die Sonne leider etwas hinter Wolken zurückgezogen, sodaß die ersten Aufnahmen unsers Photographen, der im Gebrauch der vielen Druckknöpfe seines Apparats noch nicht genügend bewandert war, etwas zu dunkel geworden sind. Ich denke aber, auch ohne Photographie muß sich jedem die herrliche Fahrt durch den Bosphorus für immer einprägen. Die schön geschwungenen Linien der Berge zu beiden Seiten, die steilern und flachern, jetzt noch grau- grün unbelebt erscheinenden Abhänge, die verwitterten Ruinen und die zinnen- gekrönten mittelalterlichen, zum Teil mit Efeu überwucherten Kastele, die tief liegenden neuern Batterien, die die Abhänge hinaufkletternden bunten Dörfer und Vororte, die Landhäuser und Parks mit ihren schwermütigen Zypressen und

vielen immergrünen Gewächsen, das mannigfaltige Leben an und auf dem sich bald ausbuchten, bald verengenden Bosphorus, dessen klare, grünliche, nach dem Marmarameer strömende, von Delfinen durchfurchte Fluten, alles das eint sich zu einer Reihe Landschaftsbildern, die ihresgleichen sucht. Bald nachdem man die engste Stelle passiert hat, wo sich die alten Schlösser Rumili- und Anatoli-Hissar bis auf sechshundert Meter nähern, und wo das Fahrwasser durch gut angelegte Batterien gesperrt werden kann, erscheint Konstantinopel. Immer enger schmiegen sich jetzt die Vororte aneinander, zahlreicher werden die Paläste, schwerer wird die Orientierung. Aber allmählich wird das Häusergewirre verständlicher. Wir stellen den Tschiraghpalast, darüber Yildiz-Kiosk mit seinem Park, dann Dolma-Bagtsche und auf der Höhe von Pera das Palais der deutschen Botschaft fest, erkennen das Goldne Horn und passieren die vor Galata liegenden Stationsjachten, unter denen unsre kleine Voreley natürlich unsre besondere Aufmerksamkeit fesselt. Eifriger Bemühung und gegenseitiger Unterstützung des Gedächtnisses gelingt es, uns über die Nationalität der verschiedenen Dampfer aufzuklären. Viele Linien sind vertreten.

Unser Rumäne, der an der Lotsenstation gestoppt und den durch sein heiseres Signal angerufenen Lotsen an Bord genommen hatte, darf am Quai anlegen. Hier erwartet ihn seit einer Stunde eine vielhundertköpfige sich drängende, stoßende, schiebende Menge von bunt bekleideten, zerrissenen und zerlumpten festgeschmückten Gestalten mit sonnenverbrannten, bärtigen Gesichtern, die sich wie die Nasgeier auf die ankommenden Reisenden und ihr Gepäck stürzen und irgendwie, ob erworben oder nicht, ein paar Paras verdienen wollen. Kaum verbindet die Stelling Schiff und Quai, stürzt sich der wilde Schwarm, laut schreiend und gestikulierend, an Deck und ergreift, was ihm willkommenes Reisegepäck erscheint, auch was der Reisende selber trägt. Der ist übel dran, der mit viel Stücken diesem Überfall ausgesetzt ist und ohne Dragoman die Zollformalitäten abzuwickeln gedenkt. Hinter dem Heer der Hamals, wie die Kerle mit dem Sammelnamen bezeichnet werden (Hamals sind eigentlich die Hörigen der mohammedanischen Grundbesitzer), stehn denn auch die Kommissionäre, die sich die ankommenden Reisenden für ihr Hotel einzufangen bemühen. Uns erwartete unser telegraphisch bestellter Dragoman Zamečnik, gewöhnlich Binzenz genannt, der sich vorsorglich eine Lastträgerrotte gebunden hatte. An seinem Prophetenbart und dem hageren Gesicht nach einer Photographie ihn erkennend, hatte ich mich durch Nicken mit ihm verständigt, nicht ohne mir dadurch von Fr.s, des Kundigen, Seite ein mißtrauisches Tadelsvotum zuzuziehen. Dank Zamečniks Hilfe wanden wir uns mühsam durch die Menge, gaben unsre Pässe an einen türkischen Beamten und geleiteten unsre zweimal sieben Sachen zur Zollstation. Ein Stückchen war vergessen und zwang M. zur Umkehr. Als er nicht ohne Schwierigkeit zurückgelangt war, kam er gerade zur rechten Zeit, einem fremden Hamal sein Beutestück, unsern Koffer, abzujagen. Unsre Pässe wurden gestempelt und eingetragen, und das Gepäck revidiert. Vorsichtigerweise hatten wir Revolver und Bücher in die Taschen verteilt, denn beides ist dem Großherrs gleich unlieb. Aber der Dragoman hatte vorgesorgt und einen mäßigen Batschisch vereinbart. Die Gepäckrevision beschränkte sich auf die alleroberste

Oberfläche und wurde von dem betreffenden, gelangweilt aussehenden Beamten durch Aufkleben eines gelben Zettels auf jedes Stück beendet; als er an das dreizehnte kam, erlah er seinen Vorteil und verlangte Zulage, worauf zwischen ihm und dem Dragoman ein Feilschen begann, das uns lächerlich genug erschien, aber geboten ist, wenn man in Konstantinopel billig leben will. Der Beamte muß fordern, denn durch den Mangel regelmäßiger Gehaltszahlung lebt er vom Bakschisch. Der Fremde aber wird, wenn er die geforderten Preise nicht drückt, zehnfach überteuert. Er tut am besten, sich ganz in die Hände seines Dragomans zu geben. Und wenn ihn der auch etwas schröpft, fährt er immer noch besser, als wenn er selber — auch auf türkisch — handeln will. Unser Vinzenz, früher seines Zeichens Kellner, ist entschieden eine ehrliche Haut, und wenn er auch vielleicht von einzelnen Geschäften kleine Provisionen bekommt, doch immer auf den Vorteil seiner Reisegesellschaft bedacht, immer gefällig, immer unermüdet, sei es bei Beforgungen, sei es im Handeln um die Paras, und immer überaus bescheiden. Er steht mit einer kleinen Pension in Geschäftsverbindung, die in einem Seitengäßchen der Großen Perastraße nahe bei der russischen Botschaft von einer Wienerin unterhalten wird und dem, der billig und ungeniert leben will, brauchbare, wenn auch keineswegs prunkhafte Unterkunft gewährt. Ich will es nicht leugnen, mein erster Eindruck war der eines gelinden Schreckens, als unser Kosselenker auf die schmale Impasse Ottoni wies; aber der Mensch gewöhnt sich an alles, und die Lage ist bequem. Jetzt war sie auf dem Wege, zu einer traurigen Berühmtheit zu gelangen, da es hieß, daß ein am Attentat auf den Sultan beteiligtes Subjekt dort gewohnt habe. Zum Glück für die Inhaberin hat sich das Gerücht nicht bewahrheitet.

* * *

Konstantinopel ausführlich zu beschreiben, ist ein oft versuchtes und eigentlich nie erschöpfend gelungenes, im engen Rahmen dieser Blätter von vornherein aussichtsloses Unternehmen. Stückwerk muß darum bleiben, was ich aus der Fülle des Gesehenen erzählen kann, um so mehr, als ein Aufenthalt von fünf Tagen eine viel zu kurze Zeit ist, als daß man Stadt und Leute nur einigermaßen genügend studieren könnte. Denn diese Vielgestaltigkeit des Lebens, die aus dem Durcheinander von Altem und Neuem, von Orientalischem und Europäischem, von Christentum und Mohammedanismus, von Reich und Arm, Erwerbssinn und stumpfer Trägheit in Kreaturen und toten Gebilden zutage tritt, baut sich auf an einer Stelle an der Grenze zweier Welten, die von jeher ebensowohl als Handelszentrale wie als politischer Vorort geeignet erscheinen mußte, und wo eine wunderbare Natur den stimmungsvollen Grund zu einem Bilde ohnegleichen gibt. Fesselnd ist die Schilderung Konstantinopels, die der große Moltke in seinen Briefen gegeben hat, und noch heute trifft sie zu, denn an dem Bilde, wie es ihm erschienen ist, haben die Wandlungen der Geschichte und die Fortschritte europäischen Kulturlebens im wesentlichen nichts ändern können. Nur Bresche ist gelegt worden, indem europäisches Geschäftstreiben sich einzelne Straßen und Gebiete hat erobern und die nach dem Westen führende Eisenbahn sogar die verschlossenen, verschwiegenen Gärten des alten Serails hat eröffnen

können. In die Verwaltung und in das Heer ist europäischer Einfluß eingedrungen und teilweise bestimmend geworden. Wie tief jedoch die Bedeutung des Osmanenreichs als Staat gesunken ist, führt dem Moslem, der sehen will, dreierlei täglich vor Augen, die Zulassung der fremden Postämter, die ständige Anwesenheit der Stationsjachten und der Bottschaftswachen der fremden Mächte, und der gewaltige Fremdenverkehr, der vor nichts mehr Halt macht. Wie rückständig das Osmanentum aber ist, erfährt der Reisende bei den ersten Schritten, wenn er den Sonnenuntergang jeder vernünftigen Zeitrechnung zum Hohn als zeitbestimmend kennen lernt und den Moslem den Tag mit der Ruhe beginnen sieht.

Wir haben in unsern fünf Tagen, ohne uns an einen festen Plan zu binden, mitgenommen, was Zeit, Wetter und Stimmung uns erlaubten und glückliche Zufälle boten. Besondern Wünschen nachzugehen, fand sich dabei doch immer Gelegenheit. Kein Weg war umsonst, denn für den, der seine Augen öffnet, bringt jeder Spaziergang und jede Fahrt etwas neues. Freilich gehört dazu erträgliches Wetter. Leider machte der Himmel am zweiten Nachmittag bei unsrer Rückfahrt von der asiatischen Seite ein überaus unfreundliches Gesicht und überschüttete uns mit Regen und Schnee. Dadurch wurde das Bild des abendlich beleuchteten Konstantinopels und der Handelsflotte am Ausgange des Goldenen Horns stark beeinträchtigt. Gerade dieser Abend als Vorabend des Beiramfestes, zu dem alle Schiffe schon über den Toppen geflaggt hatten, und Kanonenschläge die etwas eintönige musikalische Einleitung gaben, würde sonst einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen haben. Gutes Wetter ist auch in anderer Beziehung für Konstantinopel geboten: atmosphärische Feuchtigkeit verwandelt den lehmigen, niemals entfernten, höchstens durch abschüssige Seitenstraßen bei starken Regengüssen abfließenden, mit dem Müll der Haushaltungen vermischten Schmutz der Straßen in eine klebrige, zähe Masse, durch die man nur mit hochreichenden Überschuhen waten kann. Vorsichtig balanciert man dann die schmalen Trottoirs entlang oder in den engen Seitengassen über einzelne hervorragende Steine, während vorbeifahrende Wagen alle Mühe umsonst machen, aber auch ihre Insassen mit ungezählten Schmutzflecken überspritzen. Ebenso schnell jedoch, wie er entsteht, trocknet unter dem Einfluß der immer herrschenden Winde und des Massenverkehrs auf der Straße der feuchte Schmutz, sodaß es uns durchaus gelungen ist, die beiden Aggregatzustände des feuchtschmierigen und trockenstaubigen Konstantinopels in den fünf Tagen unsrer Anwesenheit zur Genüge kennen zu lernen. Unrecht wäre es jedoch gegen die Gunst des Himmels, wollte ich nicht der herrlichen Abendsonne gedenken, die Stambul, Pera und Galata bestrahlte, als wir auf der Höhe des Friedhofs von Ejub über dem Goldenen Horn standen, und die genügend Wärme spendet hatte, uns eine Raifahrt bei Mondenschein und Lichterglanz zur Alten Galatabrücke zu gestatten.

Mit dem Wetter zufrieden, müssen wir den Glücksumständen erst recht dankbar sein, die unsern Aufenthalt begünstigt haben. Dazu rechne ich, daß wir ohne unser Zutun gerade zum Beiramfest zurechtgekommen sind, und daß ein Dampfer der Deutschen Levantelinie eintraf, dessen Gesellschaft wir uns ohne

weiteres anschließen konnten, als sie den Schatz des Sultans besichtigte. Besonders vorteilhaft erwiesen sich jedoch meine Beziehungen zu einem der deutschen Reformpaschas und Flügeladjutanten des Sultans, dessen lebenswürdige Bemühungen uns die Wege geebnet und den Zutritt zum Selamlif eröffnet haben, nachdem das deutsche Generalkonsulat seine Liste für geschlossen erklärt hatte.

Das schon genannte Beiramfest, das Opferfest der Wallfahrt nach Mekka, kündigt sich durch Feilhalten gemästeter Hammel vor allen Moscheen und auf den freien Plätzen an. Der Bedarf ist groß. Jeder Türke sucht sich ein Opfer zu erstehn, um es am Festtage zu schlachten. Sieht man dann etwa vom Aquädukt des Valens in den sonst unzugänglichen Hof, in den geheiligten Frieden eines Türkenhauses, so wendet man sich schauernd von der Mordszene, die sich unten abspielt. Die armen Hammel aber, die vom Verkaufszustand in einer Droschke abgefahren oder mit zusammengebundenen Beinen als Tornister aufgehuckt ihrem Schicksal entgegengeführt werden, lassen traurig das mit mächtigen Hörnern beschwerte Haupt hängen, als ob sie das Kommende ahnten. Die Garfücken, in deren Speisezettel auch sonst der Hammel die Hauptrolle spielt, schwelen in Hammelfett und können einem für ewig den Genuß des Fleisches des guten Tieres verleiden.

Auch der Großherr opfert. Zu dieser feierlichen Handlung begibt er sich aus seinem Sternenschloß (Yildiz-Kiosk) in das Palais Dolma-Bagtsche unten am Bosporus. Der ganze Hofstaat wird aufgeboten, und die vielen Damen des Sultans harren in langer Wagenreihe der Ankunft ihres Gebieters. Alle verfügbaren Truppen stehn Spalier. Piketts des auf Schimmeln berittenen Leibulänenregiments sperren die Querstraßen zur Großen Galatastraße, der Triumphalis ab. Früh muß man aufbrechen, überholt im Wagen die anmarschierende Infanterie, die in eigentümlich schleppendem Schritt, in Marschkolonne durch den Schmutz der Straßen wadet. Unser Dragoman veranlaßte uns, mehrmals die schon bestreute Straße vor dem Dolma-Bagtsche auf und ab zu fahren. Man sah, der Giaur darf sich viel erlauben, was dem frommen Moslem streng verboten ist. Davor ist man freilich nicht sicher, daß der oder jener Soldat im Truppenpalier nicht einmal ostentativ ausspuckt, wenn man ihn streift. Wir „Franken“ waren auch dreist genug, uns eine Zeit lang neben den Wagen der Haremsdamen zu bewegen; manch hübsches Gesicht wandte sich neugierig, durch dünnen weißen Schleier kaum verdeckt, den Fremden zu — begreiflich, daß die Gelegenheit, der strengen Etikette ein Schnippchen zu schlagen, gern benutzt wird. Schließlich mußten wir doch in eine Seitengasse einbiegen und hinter einem Zug Ulanen Aufstellung nehmen. Nur wenig Augenblicke wurde der Wagen des Sultans für uns sichtbar. Vorauf ritten und gingen Flügeladjutanten; die Leibwache, Albanesen, machte mit ihren hohen kräftigen Gestalten, den Wagen umgebend, einen zwar sehr verlässlichen Eindruck, konnte aber doch mit ihren silbernen Prunkwaffen — ob man aus ihnen schießen kann? — und ihrer bunten Uniform vor einer streng militärischen Prüfung ihrer Ordnung nicht bestehen.

Nach dem Eintritt des Sultans ins Dolma-Bagtsche wurde die Straße wieder freigegeben; so waren wir imstande, die verschiedenen Regimente mit

ihren zum Teil den unsern ähnelnden, zum Teil eigentümlichen Uniformen in Paradeaufstellung zu sehen und von dem ohrenbetäubenden Lärm genug zu hören, der den Präsentiergriff begleitet. Auch Feldartillerie in schwarzen Schnürendolmans war zugegen, aber zu Fuß und ohne Geschütze. Man sagt, sie habe ihre guten Kruppschen Kanonen nur zum Ansehen und erhalte nie Geschosse zum Scharfschießen. Das ist überhaupt der wunde Punkt in der Türkei, daß die Truppen nicht genügend für den Krieg ausgebildet werden. Besonders bei dem in und um Konstantinopel stehenden ersten Armeekorps sind Übungen in nur einigermaßen größeren oder gar gemischten Verbänden streng verpönt, aus Mißtrauen. Die Kommandeure der andern sieben Armeekorps bilden ihre Truppen sachgemäßer aus, das Wie ist im allgemeinen ihre Sache. Schade ist's, daß dieses vorzügliche Soldatenmaterial so unzweckmäßig behandelt wird und seine Kraft im Wacht- und Exerzierdienst vergeuden muß und dabei nach unsern Begriffen nicht einmal Gutes leistet.

Wir haben diese Studien zwei Tage später beim Selamlık fortgesetzt und bei dieser Gelegenheit auch militärisch Erfreuliches zu sehen bekommen. Da rückten die Syrier an, ein Regiment mit grünem, schlangenartig um das Haupt gewundenem Turban, verschnürten Säcken und aufgeschlagenen blauen Mänteln, dann das Plewnaregiment, das sich seinerzeit bei der Verteidigung von Plewna vorzüglich bewährt hat und von einem tüchtigen Kommandeur in der alten Tradition erzogen, aber mehr im Geiste unsers Reglements gut ausgebildet wird. Das Regiment rückte in tadelloser Ordnung heran und nahm auf einen einzigen kurzen Befehl Auffstellung — bei uns wäre es nicht ohne eine Flut laut tönender Kommandoworte gegangen. Die Offiziere aller Regimente trugen eine gleichmäßige, teils stark verbrauchte, teils recht gut sitzende elegant erscheinende Armeuniform, bei deren Taufe die unsre sicher Pate gestanden hat, ohne Mantel, während die Mannschaften winterlich erschienen. Auch in der Musik standen Offiziere — eine eigentümliche Wertschätzung des Einflusses der Musik! Troupier und Militärschüler waren überall fast untrüglich zu erkennen. Der Offizierersatz soll gut sein, soweit er von der Kriegsschule kommt. Man rühmt ihm eine leichte Auffassung und die Fähigkeit zur Erlernung fremder Sprachen nach, und fast scheint es, daß es den vereinten Bemühungen der Reformerpaschas und der auswärts ausgebildeten Offiziere gelingt, den Hauptfehler des Osmanen, die Trägheit und die Wurzel alles Übels, den blinden Köhlerglauben an das Kismet, zu überwinden. Freilich fehlt noch viel an diesem Offizierkorps, bei dem man, der Not gehorchend, den Generalstab zum Beispiel aus jungen Kriegsschülern ohne alle praktische Dienst Erfahrung ergänzen muß.

Die Zeremonie des Selamlık geht jeden Freitag, als dem Sonntag der Mohammedaner, vor sich. Wenn alle Truppen auf dem Parkwege beim Yıldız-Kiosk Auffstellung genommen und die Leibulänen den Platz vor der Hamidieh-moschee abgesperrt haben, bewegt sich der Harem die steile Straße vom Palast zu der Moschee hinab. Dazwischen fahren die Diplomaten an dem für sie bestimmten Gebäude vor, und eine Anzahl reich geschirrter Rappferde wird zum Eingangstor des Sternepalastes geführt für den Fall, daß der Sultan zu

Pferde erscheint. Alle Fremden, denen der Sultan Erlaubnisarten hat ausstellen lassen, haben sich längst auf der für sie bestimmten Terrasse versammelt und werden hier später als Gäste des Sultans mit Tee und Zigaretten bewirtet. Die Würdenträger in goldstrotzenden Uniformen und breiten Ordensbändern bilden noch Gruppen vor der Terrasse, und „Seine Hoheit“ der Ober Eunuch nimmt gnädig die Huldigung seiner Untergebenen entgegen, ebenso großer schwarzer Kerls mit ebensowenig anheimelnden Gesichtern, widerlich süßlichen Gebärden und hohen Stimmen — „ich küsse den Staub, den dein Fuß betritt“, ist der Sinn des orientalischen Grußes. Wir haben, durch die Reformerpaschas bei den übrigen Gästen an Ansehen gehoben, bei dem einzelnen Baum auf der Terrasse Posto gefaßt und uns gegen jeden Ansturm behauptet. Von hier können wir die nun folgende Szene genau übersehen.

Um Mittag besteigt der Nachfolger des Propheten seinen Wagen; zu derselben Zeit ertönt von der Galerie des Minarets der Moschee die wunderbar schöne, klangvolle, ergreifende Stimme des Muezzin, der die Gläubigen zum Gebet ruft, bis der Großherr die Moschee betritt. Langsam bewegt sich sein Wagen bergab. Müde sitzt die kleine, den kraftvollen Vorfahren so wenig ähnelnde Gestalt des Beherrschers der Gläubigen in den Kissen und richtet das lederfarbene, nicht unsympathische Gesicht mit den großen wehmütigen Augen und der mächtigen Nase fragend, fast argwöhnisch empor zu den Fremden. Voran zieht großer Vortritt, zwei Reihen Adjutanten, neben ihm seine Leibwache, und hinter dem Wagen folgt die nächste Umgebung, dabei die deutschen Paschas. Das Gebet dauert nur kurze Zeit. Bald kehrt der Zug zurück, wobei der Sultan selbst die Zügel des neu vorgefahrenen Gespanns, der Schimmel, die ihm unser Kaiser geschenkt hat, führt. Ein Hurra wird ihm von den deutschen Gästen gebracht — ein Kammerherr erscheint, um im Namen seines Herrn für den unerwarteten Gruß zu danken. Oft erlebt er nicht dergleichen in der Abgeschlossenheit seines Daseins, in dieser Atmosphäre häßlichsten Eigennutzes und zum System gewordenen Mißtrauens, in der einer über den andern wachen und berichten muß. Kein Untertan ohne Amt vermag je in seine Nähe zu gelangen und sich etwa bei solchen feierlichen Aufzügen heranzudrängen. Zu alledem scheint es, als ob der Nimbus des Großherrn in den Augen seines gläubigen Volkes viel eingebüßt hat, seitdem sich der Fes, der letzte Rest der alten Kopftracht, friedlich mit der fränkischen Kleidung und der goldbestickten Uniform westeuropäischen Schnitts geeint hat, und seit auch dem überzeugtesten Moslem hat klar werden müssen, daß fränkisch Trumpf ist.

Für die Gelegenheit, den Schatz des Sultans im alten Serail zu sehen, sind wir der deutschen Reisegesellschaft herzlich dankbar. Dem einzelnen Reisenden werden, wenn er auch durch seine Gesandtschaft oder Botschaft ohne Mühe die Erlaubnis zur Besichtigung erhält, dieselben Trinkgelder für die aufgebotne Dienerschaft abgefordert wie einer ganzen Gesellschaft. Dafür ist allerdings der Vorzug, zusammen mit zweihundert Menschen durch die Säle getrieben zu werden und sie — wieder als Gäste des Sultans — sich mit deutscher Gründlichkeit und englischer Rüpelei um Kaffee, Rosenwasser und Zigaretten stoßen zu sehen, mehr als zweifelhaft. Ich habe es daraufhin abgeschworen,

jemals an einer Gesellschaftsreise teilzunehmen, so schätzenswert und in vieler Beziehung angenehm die Einrichtung solcher Reisen sein kann, abgeschworen auch, weil ihnen die Poesie und der Genuß eigener Vorbereitung und selbständigen Durchfindens abgeht. Man vereinigte sich innerhalb des Henkertores im zweiten Hofe mit der Gesellschaft, erwartete hier den mit der Führung beauftragten Flügeladjutanten des Sultans, unter dessen Aufsicht die Siegel in feierlicher Zeremonie gebrochen wurden, und durfte, von einer Unzahl Diener bewacht, die Brunkwaffen, edelsteinbesetzten Turbane und Gewänder der frühern Sultane, die zum Teil kostbaren, zum Teil aber auch wertlosen Geschenke, ferner Vasen und Schalen mit Perlen und edeln Steinen flüchtig besehen. In dieser unübersichtlichen, teilweise dunkeln Engigkeit aufgestellt kommt alle Pracht gar nicht zur Geltung. Das Schönste von allem war das Landschaftsbild, das sich, die asiatische Küste, Marmarameer und Bosporus umfassend, von der breiten Terrasse des Serails bot, und während dessen Betrachtung die Sonne uns den Gefallen tat, aus den Wolken herauszutreten und Licht zu spenden. Schwer hielt's, sich von der Terrasse zu trennen; dann ging es „heidi“ — bedeutet im Türkischen „vorwärts“ — über die neue Galatabrücke zum Dolma-Bagtscheschloß am Bosporus, einst dem Wohnsitz unser's Kaisers, einem wahrhaft fürstlichen Palais, mit dessen gediegener Pracht in Aufbau und Wand- und Teppichschmuck sich sogar die reichen russischen Schlösser nicht messen können. Man glaubt es gern, daß der Großherr der reichste aller Herrscher ist, dem rechtlich alles in seinem Reich gehört. Leider erlaubte uns das Mißvergnügen der Palastbeamten über die Störung ihrer Feiertagsruhe nicht, lange genug zu verweilen, als daß wir alles Schöne gehörig hätten in uns aufnehmen können.



Der Bopparder Krieg

Eine rheinische Geschichte von Julius A. Haarhaus

1



uf der Ratsstube zu Boppard ging es am Abend des 10. Juni 1497, eines Samstags, geräuschvoller zu, als es sich mit der Würde des Ortes und der Bedeutung einer Versammlung, die weiland Kaiser Heinrich der Siebente in einer Bestätigungsurkunde als ein Kollegium weiser Leute bezeichnet hatte, eigentlich vertrug. Daran war hauptsächlich schuld, daß der gestrenge und ehrenfeste Bürgermeister, Herr Johann von Elz, seit einigen Tagen abwesend war, um der nun schon länger als hundert Jahre dem Erzstift Trier verpfändeten freien Reichsstadt unter dem benachbarten Adel Fürsprecher und Bundesgenossen zu werben, deren sie bei den sich immer mehr zuspitzenden Zwistigkeiten mit ihrem Pfandherrn, dem Kurfürsten Johann dem Zweiten, jetzt mehr als je bedurfte.

Statt des Bürgermeisters präsiidierte der Ratsversammlung heute ein Mann, der selbst nicht so recht wußte, wie er auf den mit dem Reichsadler geschmückten und auf einem erhöhten Plaze stehenden Sessel des Stadtgewaltigen gekommen war, und der sich deshalb in seiner Haut keineswegs recht behaglich fühlte. Es